

KURZ NOTIERT

Andreas Hertel
Trio tritt auf

WIESBADEN (red). Die Reihe „Ton ab“ im Kulturforum (Eingang Friedrichstraße 16) wird am Mittwoch, 7. September, 19.30 Uhr, mit einem Konzert des Andreas Hertel Trio unter dem Motto „Keepin' the spirit“, fortgesetzt. Der Eintritt kostet sieben Euro. Karten sind an der Abendkasse ab 19 Uhr erhältlich und können unter Telefon 0611 - 313035 reserviert werden.

Literarischer
Reiseführer Breslau

WIESBADEN (red). Im Rahmen des „Jahres der Städtepartnerschaften“ liest Roswitha Schieb am Donnerstag, 8. September, um 19.30 Uhr im Literaturhaus Villa Clementine, Frankfurter Straße 1, aus ihrem literarischen Reiseführer Breslau. Die Lesung wird vom Literaturhaus in Kooperation mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam veranstaltet. Der Eintritt kostet acht Euro zuzüglich Vorverkaufsgebühr, an der Abendkasse zwölf Euro. Weitere Informationen gibt es unter www.wiesbaden.de/literaturhaus.

„Zwischen Sex
und Sechzig“

WIESBADEN (red). Ein Abend unter dem Motto „Zwischen Sex und Sechzig“, an dem die Kabarettistin Angelika Beier über das Leben an sich und die Liebe im Besonderen sinniert, findet im Thalhaus-Theater, Nerotal 18, am Donnerstag, 8. September, 20 Uhr, statt. Karten kosten im Vorverkauf 19,50 Euro, ermäßigt 15 Euro. Weitere Informationen gibt es im Internet unter www.thalhaus.de.

REDAKTION KULTUR

Sekretariat:
Claudia Winkler
Telefon: 0611-355-5337
Fax: 0611-355-3377
E-Mail: wiesbaden-kultur@vrm.de

Redaktion:
Dr. Viola Bolduan (VB) -53 16
Birgitta Lamparth (mel) -22 48
Volker Milch (VM) -53 39



Die Gruppen, die Jérôme Bel für seine Inszenierung „Gala“ zusammenschweißt, sind bunt gemischt.

Foto: Josefina Tommasi

Würdevoll scheitern

BIENNALE Jérôme Bel hat mit Wiesbadenern seine Inszenierung „Gala“ einstudiert

Von Johannes Breckner

WIESBADEN. Die trauen sich was. Wer auf die Bühne geht, will ja möglichst gut aussehen. Das gut 20-köpfige Ensemble, das der französische Starchoreograf Jérôme Bel für die Wiesbadener Fassung seines Theaterprojekts „Gala“ gefunden hat, ist sich aber auch im entspannten Scheitern einig. Dabei stehen überwiegend Amateure auf der Bühne des Kleinen Hauses im Staatstheater, wenn sich auch ein Tänzer des Hessischen Staatsballetts in die Truppe gemogelt hat. Aber auch er kann unbeholfen aussehen, wenn er die Breakdance-Künste eines Vorschul-Steppkes nachahmen soll.

Bel holt Menschen aus dem Alltag auf die Bühne. Die wenigsten von ihnen wären regelmäßig im Zuschauerraum zu finden, doch die bunte Truppe ist der Star der knapp 80 Theaterminuten. Die Theaterbiennale hatte Bel eingeladen, sein Tanzprojekt „Gala“ mit Menschen aus Wiesbaden und Umgebung einzustudieren, und das

Ergebnis ist so kurzweilig, dass man es sich auch im regulären Spielplan des Hauses vorstellen könnte. Es braucht nicht einmal eine Ausstattung. Die Bühne ist provozierend leer, damit das Thema dieses Abends umso sichtbarer wird: die Menschen, die unterschiedliche Typen und Talente, mehr oder weniger sichtbare Beeinträchtigungen, lange und kurze Lebensgeschichten mitbringen. Und die etwas vormachen möchten.

Ein Abend voll
lässigem Witz

Die Botschaft der Individualität ist so einfach wie die Versuchsanordnung. Im Abschnitt „Ballett“ kommen alle Akteure nacheinander auf die Bühne. Sie versuchen erst eine Drehung, dann eine Sprungfigur. Der eine oder andere mag sich ans Turnhallen-Trauma aus der Schulzeit erinnern, die Angst, beim Radschlagen schlecht auszusehen. Aber das ernste Bemühen gibt auch dem gescheiterten Versuch Würde und gleichzeitig ist der Abend von so lässigem Witz,

dass er die Gedanken an den Leistungsdruck spielerisch unterläuft.

Man ist ja nicht bei einer Casting-Show, auch wenn manche Teilnehmer einer Dieter-Bohlen-Jury ziemlich boshafte Kommentare entlocken würden. Denkt man jedenfalls am Anfang. Aber am Ende hat man jeden Einzelnen kennengelernt und ist voller Bewunderung. Da ist der junge Mann, dessen trauriger Blick zur unglücklich geschnittenen Hose passt. Da ist die ernste Frau im Glitzerkostüm, die erkennbar Erfahrungen im Ausdruckstanz mitbringt. Die rhythmische Sportgymnastin, die einen fliegenden Stock mit der Schulter auffängt. Der schmale Teenager, der zur Hip-Hop-Nummer einen virtuosen Streetdance hinlegt, auf dessen Höhepunkt alle Teilnehmer auf dem Bauch zappeln wie Fische auf dem Trockenen. Sein kräftiger Kollege im Leoparden-Shirt, der schnell aus der Puste kommt, aber mit seiner Version von „New York, New York“ zum Star der begeistert bejubelten Finalszenen werden wird. Die

Truppe entscheidet sich übrigens für den Städtenamen Wiesbaden, und das ist das einzige gesprochene Wort in dieser Inszenierung.

Denn nach Walzer, Verbeugungs-Ritualen und Michael-Jackson-Parodien ist das der Kern und Höhepunkt des Abends: Jeder darf etwas vormachen, und die anderen tun es ihm nach, so gut sie können. Jeder sieht mal besser und mal schlechter aus. Aber was macht das schon? Die Akteure kommunizieren in der Erprobung ihrer körperlichen Möglichkeiten, auch die fröhliche Rollstuhlfahrerin, die mit quietschenden Reifen eine geschmeidige Gruppenchoreografie anführt.

Am Anfang sieht Bels „Gala“ aus wie ein absehbarer Spaß, der auch die erwartbaren Reaktionen des Publikums kalkuliert. In der Summe aber liefert er ein Plädoyer gegen Anpassungsdruck und Uniformität, für Buntheit, Autonomie und Individualität. Überraschend ist das nicht, aber so lustvoll darf es ruhig mal wieder gesagt werden.

AUF EIN WORT

Es sitzen sich
zwei gegenüber

REDEWENDUNG Von einer bayerischen Sportart

Von Viola Bolduan

WIESBADEN. Es geschieht nicht nur in Bayern. Dort allerdings vermehrt und systematisiert. Es ist ein Breiten-, Kampf- und Leistungssport. Traditionell werden Meisterschaften darin in verschiedenen Gewichts- und Altersklassen durchgeführt. Das angestrebte Ziel: jemanden über den Tisch zu ziehen.

Ministerpräsident Horst Seehofer übt sich darin immer wieder. Nicht immer mit Erfolg. Denn wenn sich zwei in Bayern gegenüber sitzen, sind es meist Männer.

Die Gesichter der sitzenden Männer sind gerötet, weil sie sich jetzt anstrengen müssen, den Regeln gemäß einen Finger auszustrecken. Oft ist es der Mittelfinger.

Der wird also dem anderen gegenübergestreckt und in das Hilfsinstrument eines Lederriemchens eingehakt. Und jetzt wird gezogen ... bis alle Stricke reißen, bzw. ein Finger, bzw. das Leder, bzw. einer aufgibt oder umfällt.

Aber gehakelt wird nicht nur mit Kraft und absoluter Schmerzüberwindung, sondern auch mit einer lang antrainierten Technik des dauerhaften Drucks. Es gewinnt eben der, der den anderen über den Tisch zieht. Das bajuwarische Gewicht dieses Sports hat es seit Langem schon zur Redewendung gebracht. Die freilich sitzenden Männer sind gerötet, noch weit mehr Taktik enthält als das ursprüngliche Fingerhakeln. Zur Redewendung braucht's eben doch mehr Köpfe als zwei Finger.



IHR WORT AN UNS ...

► Schreiben Sie uns, wenn Ihnen eine Redensart am Herzen liegt und Sie wissen wollen, wie sie entstanden ist. Wir werden an dieser Stelle ihrer Herkunft nachgehen. Wir freuen uns auf Ihre Fragen, die Sie bitte an folgende Ad-

ressen richten: Unter dem Stichwort „Redewendungen“ an Wiesbadener Kurier/Tagblatt, Langgasse 21, 65183 Wiesbaden; E-Mail: wiesbaden-kultur@vrm.de; nutzen Sie bitte auch die Facebook-Seite unserer Zeitungen.

Von Maloche, Massel
und e bissle Glik

VORTRAG Majer Szanckower spricht über Jiddisch

Von Ingeborg Toth

WIESBADEN. Die einen „malochen“, die anderen haben „Massel“ und brauchen das nicht: Ob arbeiten oder Glück haben, beide Wörter stammen aus dem Jiddischen. Wir kennen und verwenden viele Begriffe, die aus der tausend Jahre alten Sprache entlehnt sind, die von den aschkenasischen Juden in weiten Teilen Europas gesprochen und geschrieben wurde. „Die Verbreitung über die halbe Welt wird das Jiddische wohl nie mehr erreichen“, meint Majer Szanckower. Er dürfte einer der Letzten sein, die das Jiddische noch beherrschen.



Majer Szanckower spricht Jiddisch. Foto: RMB/Joachim Sobek

Noch 700 000 Menschen
sprechen diese Sprache

Szanckower, Verwalter der jüdischen Friedhöfe in Frankfurt, eröffnete in den Räumen der Jüdischen Gemeinde Wiesbaden mit seiner Lektion in Jiddisch das Herbst-Trimester des „Jüdischen Lehrhauses“. Er schätzt, dass noch etwa sechs Millionen Menschen in aller Welt das Jiddische verstehen. „Gesprochen wird diese Sprache noch von 700 000, teils älteren Erdenbürgern“, meint Szanckower. Für die Zukunft ist er skeptisch: „Um eine Sprache aktiv zu beleben und zu verbreiten bedarf es vieler Generationen.“ Er sieht vielerorts eine „kleine Renaissance“ – Jiddisch-Kurse an Hochschulen, eine Zeitungslandschaft, in der Blätter zu haben sind, die wahlweise das hebräische Alphabet oder lateinische Buchstaben verwenden: „Aber es wird bald keinen mehr geben, der die von der ‚jiddischen Mame‘ gelernte Sprache benutzt.“

Szanckower gehört noch zu ihnen. Als Kind von Holocaust-Überlebenden wurde er 1947 in einem Berliner Lager für „Displaced Persons“ (DP) geboren. Während der Berlin-Blockade wurde die Familie mit einem „Ro-

sinenbomber“ nach Bayern ausgeflogen. Der kleine Majer wuchs im jüdischen DP-Lager in Föhrenwald bei München auf. Dort lebten jüdische Flüchtlinge und aus den Lagern in Osteuropa Entlassene. Szanckower: „Hier wurde nur Jiddisch gesprochen. Föhrenwald war ein richtiges ‚Stetl‘, für mich ein Paradies.“ Als Dreijähriger lernte er die 22 Buchstaben des hebräischen Alphabets. In der deutschen Grundschule des Lagers „gab es Deutsch als erste Fremdsprache“. In Frankfurt lernte er „astrines Hessesch“ – was ihm ebenso gefällt wie die vielen jiddischen Dialekte, mit denen er sein Publikum erfreute.

Obwohl die meisten seiner etwa 70 Zuhörer weder Westjiddisch noch Ostjiddisch beherrschten, hatten viele nach der Zwei-Stunden-Lektion das Gefühl, alle Strophen des Liedes „Bay mir bistu sheyn“ („Bei mir bist Du schön“) mühelos zu verstehen. Der Mann, der sich bis zu einem gewissen Grad als „Frankfurter Bub“ versteht, ist ein ausgezeichneter Lehrmeister – unterhaltsam obendrein. Das Publikum hatte „Massel“ oder auch ein „bissle Glik“, ein bisschen Glück, dass die Gemeinde ihn ins „Jüdische Lehrhaus“ einlud. Wer üben will: Szanckower unterhält in Frankfurt den Sprachclub „Lomir redn Jiddisch“.

Was alles ist Familie?

SALONFESTIVAL „Literatur zu Gast“ in Privatdomizilen / Zwölfteilige Lese-Reihe vom 14. September bis 14. Oktober

Von Viola Bolduan

WIESBADEN. Was alles ist Familie? All das, was in diesem Frühherbst vom 14. September bis 4. Oktober in Buchform vorgestellt werden wird. Wieder einmal – unter dem Organisationstitel „Literatur zu Gast“ seit zwei Jahren, davor „Literatur in den Häusern der Stadt“ genannt – findet ein Salonfestival in Wiesbaden mit Lesungen in Privatdomizilen statt. Sein Motto heißt: „Das alles ist Familie!“ Dazu gehören Astrid Lindgrens Biografie ebenso wie der



Die junge Autorin Shida Bazyar stellt ihren Debütroman vor. Foto: Kiwi-Verlag/Joachim Gern

Clan rund um Thomas Mann, eine erfundene Geschichte im Kleid der Mutter und die früherer Generationen der eigenen Familiengeschichte.

Der Reiz dieser Literaturreihe, so die Wiesbadener Organisatorinnen Dominique Erbenich und Nele Kister, bestehe in den jeweils wechselnden privaten Räumen, die sich den Autorinnen und Autoren öffnen.

Einzige Schauspielerin:
Johanna Gastdorf

Wiesbadener Gastgeberinnen und Gastgeber bemühen sich teilweise auch selbst um die Personen, die sie gerne bei sich lesen lassen möchten. So ist Maria Frisé mit ihrer Gastgeberin bekannt, die sie in ihr Privathaus im Nerotal eingeladen hat, über „Meine schlesische Familie und ich“ zu sprechen. Mit Johanna Gastdorf ist die einzige Schauspielerin des Programms eingeladen, um die jüngste Biografie über „Astrid Lindgren. Ihr Leben“, geschrieben von Jens Andersen, vorzustellen, und sie tut es dort, wo es am besten passt. Im Kinderhospiz Bärenherz in Erbenheim. Die Lesung wird von Hauptsponsor Lagardère Travel Retail gefördert.



Schauspielerin Johanna Gastdorf liest aus Astrid Lindgrens Biografie. Foto: Agentur Vogel

Einige Schriftsteller waren mit ihren Büchern auch schon früher in Wiesbaden (und Umgebung), so Peter Stamm mit seinem „Weit über Land“ – über einen, der seine Familie verlässt. Da sind die Organisatorinnen nicht pingelig: „Für die Privathäuser werden ja nur 30 bis 40 Karten verkauft“, sagt Nele Kister, und auch: „Raum ist in der kleinsten Hütte.“ Sie selbst probiert eine Heim-Show aus mit Gast Burkhard Spinnen, der mit „Kalte Ente“ das Salon-Festival am 14. Oktober beendet. Ob sie nicht doch vorher die

Wohnung noch mal streichen lässt? Jedenfalls wird sie erfahren, wie es ist, auf der anderen Seite der Organisation, auf der einer Gastgeberin zu stehen. Kollegin Dominique Erbenich weiß es bereits. Ihr hat es sehr gefallen.

Martin Flügge mit dem
„Jahrhundert der Manns“

Mir gefällt, dass Thomas-Mann-Forscher Manfred Flügge eingeladen ist mit seinem dicken Buch vom vergangenen Jahr: „Das Jahrhundert der Manns“ wird er am 24. September in einem Privathaus im Musikerviertel präsentieren.

Und dann treten noch fünf junge Autorinnen im Programm auf: Anna Katharina Hahn ist mit „Das Kleid meiner Mutter“ auf Tour und macht in Wiesbaden passenderweise im Atelier für Bekleidung Galatea Ziss am Kaiser-Friedrich-Ring Station. In „Sei mir ein Vater“ erzählt Anne Gesthuysen eine Familien-Kunstgeschichte; „Die Liebe ist ein Schmetterling“ nennt Lena Elfrath ihr Roman-Debüt; Nele Pollatschek schreibt über „Das Unglück anderer Leute“; und schließlich tritt Shida Bazyar, deutsche Schriftstellerin mit ira-

nischen Wurzeln, mit ihrem viel beachteten Debüt „Nachts ist es leise in Teheran“ auf.

Das Salonfestival öffnet übrigens in einem öffentlichen Raum. Der Nassauische Kunstverein macht den Auftakt mit Autor Sacha Batthyany, der seine Familiengeschichte in Ungarn erforscht und sie aufgeschrieben hat in „Und was hat das mit mir zu tun?“. Er ist Gast im Haus an der Wilhelmstraße am 14. September.

www.salonfestival.de



Sacha Batthyany schreibt über seine ungarische Familiengeschichte. Foto: Kiwi-Verlag